

Rezension

Autor(en): **Furter, Reto / Hitz, Florian**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(2002)**

Heft 5

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

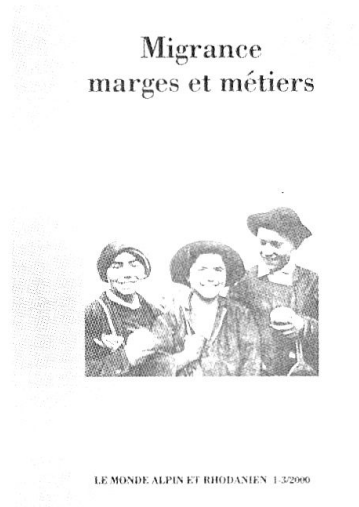
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rezension



Migrance, marges et métiers

Le Monde Alpin et Rhodanien
1–3/2000, Grenoble 2000, 247 S.

Auswanderung, Ausgrenzung, Berufe der Randständigen: drei zentrale Begriffe der frühneuzeitlichen Sozialgeschichte, um die in der vorliegenden Ausgabe der südwestfranzösischen Zeitschrift *Le Monde Alpin et Rhodanien* insgesamt elf Einzelbeiträge angeordnet sind. Inhaltlich weitgehend auf das Piemont und die französischen Alpen konzentriert, ist die Thematik aber umfassender und könnte ohne weiteres auch Graubünden einbeziehen. Auch in Graubünden gab (und gibt) es Bettler, Kaminfeger auf Stör, Scherenschleifer, Köhler und Holzhauer, zumeist aus südlichen und östlichen Gegenden. Nur auf eine Ausgabe des Bündner Monatsblatts zu diesbezüglichen Themen warten wir noch.

Die historische Forschung im französischsprachigen Raum konzentrierte sich, wie *Dionigi Albera* einleitend vor allem zur Migration ausführt, bis vor wenigen Jahren weitgehend auf den sesshaften Teil der Bevölkerung, «sur les permanences, sur ce qui est fixe». Unter dem Paradigma der Autarkie wurde die Immobilität gewissermassen als Naturzustand betrachtet, wobei sich das Interesse hauptsächlich auf die Agrarwirtschaft konzentrierte. Unter dieser Optik betrachtet waren Migrationen, seien sie temporär oder dauerhaft, nötig, um der ländlichen Überbevölkerung entgegen treten zu können. Im alpinen Raum war Mobilität der Preis für die Sesshaftigkeit der andern, «de façon paradoxale [...], le prix à payer pour garantir la sédentarité de ceux qui restaient au village». Neue Forschungen im französischen, vor allem aber im nordeuropäischen Raum zeigen jedoch ein neues Bild der Migration und damit einhergehend ein neues Raumverständnis. Eine 1999 erschienene Studie über das französische Wanderungsverhalten im 19. Jahrhundert zeigt exemplarisch, dass die Migration in jenen Dörfern und Gegenden am stärksten war, die bisher eher mit Stabilität und

sozialer Autarkie in Verbindung gebracht wurden (*P.-A. Rosental, Les sentiers invisibles. Espaces familles et migrations dans la France du 19^e siècle, Paris 1999*). Geändert haben sich aber die Wanderungsziele der ländlichen Bevölkerung, welche sich ab dem 19. Jahrhundert nicht mehr anderen ländlichen Zielen zuwandte, sondern in grosser Zahl in die Städte, namentlich nach Paris, zog. Angesichts der Vielfalt der Formen von Mobilität – und der sehr unterschiedlichen Quellenlage – wäre es aber, wie *Albera* zu Recht meint, wenig sinnvoll, präsumtiv nach Gemeinsamkeiten zu suchen. Vielmehr geht es den AutorInnen des Bandes darum, Mobilität, deren Ursachen, Folgen und Begleiterscheinungen aus verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten und dabei nicht einfach das herkömmliche Modell der Sesshaftigkeit durch ein neues Modell der Mobilität abzulösen.

Peter Burke weist in seinem Beitrag über die Perzeption der Bettler in Italien vom 16. bis 18. Jahrhundert vor allem auf Stereotypen in zeitgenössischen Textbeständen hin, welche die «verkehrte Welt» der Bettler zeigen sollen. Zu finden waren solche Stereotypen in literarischen Texten – *Burke* spricht in dem Zusammenhang von einer «vogue littéraire» im 16. und 17. Jahrhundert –, ebenso aber in obrigkeitlichen Dokumenten. Sie dienten nicht zuletzt dazu, die Repressionsmethoden zu legitimieren, welche man zunehmend gegenüber den «parasites de la collectivité», wie man sie nannte, anwandte. *Anton Blok, Paola Corti* und *Piera Gotta* befassen sich mit der randständigen Situation der meist alpinen Kaminfeger: «Pourquoi les ramoneurs portent-ils bonheur?» Sie fokussieren dabei mikrohistorisch die piemontesische Valle d'Orco, wo das migrierende Wirken als Kaminfeger eine lange Tradition hatte. Der randständigen Position, welche Kaminfeger einnahmen, da sie mit Schmutz und Asche Kontakt hatten, stand in der Valle d'Orco die Solidarität und der Stolz der Berufsleute gegenüber. Einen ähnlichen Stolz oder zumindest ein kollektives Identitätsbewusstsein kannten auch die Scherenschleifer aus der Val Resia, wie *Deborah Puccio* in ihrem Beitrag zeigt.

Die Ausgrenzten und Randständigen, oftmals waren es die nicht Sesshaften, übernahmen im frühneuzeitlichen alpinen und subalpinen Europa bis ins 19., teils wohl auch bis ins 20. Jahrhundert, wichtige Aufgaben für das Funktionieren von Gesellschaften, allerdings nicht immer aus freien Stücken und auch kaum bewusst, sondern oftmals aus Not. Die Geschichte der Randständigen und deren Berufen ist eng mit der Migration verbunden, wie die Beispiele im Band zeigen. Interessant ist aber weniger die Migration als solche, sondern vielmehr die Art, wie Gesellschaften und Individuen – seien es die Sesshaften oder jene, die migrierten – mit ihr umgingen. Besonders in den Fällen, wo im lokalen Rahmen traditionell und in grosser Zahl temporär migriert wurde, verwischten sich offensichtlich die Begriffe des Raumes. Insofern nämlich,

als dass Migrationen nicht mehr unbedingt Bewegungen aus der alpinen Umwelt weg in eine urbane oder andere ländliche Gesellschaft waren, sondern sogar umgekehrt definiert wurden, wie *Danielle Musset* mit Oral History-Methoden am Beispiel piemontesischer Köhler zeigt: «On n'émigrait pas en France, on venait en Provence.»

Das sind zwar keine ganz neuen Töne in der Forschung, aber selbstverständlich ist diese inverse Sicht der Dinge dennoch nicht. Man kann natürlich in einem allgemeineren Kontext die EmigrantInnen fragen, weshalb sie auswanderten oder BerufspendlerInnen waren – diese Frage wurde oft gestellt –, man muss umgekehrt aber auch die Sesshaften fragen, weshalb sie sesshaft blieben.

Migrance, marges et métiers zeigt den aktuellen Stand der Migrations- und Identitätsforschung im französisch-italienischen Raum bis ins 19. Jahrhundert auf. Ob sich für andere Alpengebiete ähnliche Fragen stellen und entsprechende Erklärungen anbieten, bleibt nach der Lektüre erwartungsgemäss offen. Das interessierte Publikum mag sich diesbezüglich anderen Publikationen zuwenden, etwa der Zeitschrift *Histoire des Alpes / Storia delle Alpi / Geschichte der Alpen*, welche sich 1998 mit der räumlichen Mobilität und den Grenzen auseinandersetzte.

Reto Furter

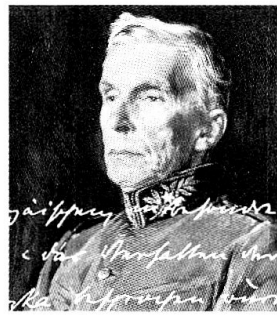
Rezeption



Generalstabschef
Theophil Sprecher von Bernegg

Herausgegeben von Daniel Sprecher

Verlag Neue Zürcher Zeitung



Generalstabschef
Theophil Sprecher von Bernegg

Herausgegeben von Daniel Sprecher

Verlag Neue Zürcher Zeitung

Generalstabschef Theophil Sprecher von Bernegg Gesammelte Schriften

Hrsg. von Daniel Sprecher,
Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 2002
2 Bände, 578 und 556 S., Ill.

Daniel Sprecher, der vor zwei Jahren eine «kritische Biographie» über Theophil von Sprecher (1850–1927) veröffentlicht hat, publiziert nun «Gesammelte Schriften» des legendären Generalstabschefs, und zwar als zweibändige Ausgabe von insgesamt 1130 Seiten. Die Verteilung des Materials auf zwei Bände ist eine kluge Entscheidung. Der Biographie-Band nämlich, seinerseits fast 1000 Seiten stark, hat den Buchbinder sehr gefordert; wenigstens das Rezensionsexemplar des Monatsblattes ist bald aus dem Leim gegangen.

Die «Gesammelten Schriften» sind solider gebunden. Sie sind auch gut ausgestattet, mit je einem Bildteil in der Buchmitte. Entsprechend gestaltet sind schon die Schutzumschläge. Die Hülle von Band I zeigt eine Fotografie des dreiundzwanzigjährigen Theophil von Sprecher in Zivilkleidung. Das Cover von Band II gibt ein Ölgemälde des zweiundsiebzigjährigen Generalstabschefs wieder. Dauer im Wandel: Als das Porträt gemalt wurde, war Sprecher im Ruhestand – aber «Rentner» war er bereits, als das Foto aufgenommen wurde. So lautete nämlich schon in den 1870er Jahren der Eintrag unter «bürgerliche Stellung oder Beruf» in seinem Dienstbüchlein: «Rentier». Das hiess nichts anderes, als dass Sprecher von seinem ererbten Vermögen lebte, genauer: von den Zinsen dieses Vermögens.

Wer die beiden Bände aufblättert, ist für einen Augenblick irritiert: Der Bezug zwischen Titelillustrationen und Inhalt läuft gewissermassen übers Kreuz. Band I, mit dem Zivilistenfoto, enthält Sprechers militärische Schriften (Berichte, Direktiven, Memoranden); Band II, mit dem Generalsporträt, vereint seine Aufsätze zu politi-

schen und kulturellen Themen. Aber natürlich gibt es da vielfache Übergänge und Zusammenhänge. Und unter lebensgeschichtlichem Gesichtspunkt ist ohnehin alles integriert in der Einheit der Praxis.

Militär und Politik

Den Auftakt bildet ein Vorwort von Hans Senn: «Gedanken eines ehemaligen Generalstabschefs über das Lebenswerk eines Amtsvorgängers». Was Senn an Sprechers Leistung besonders beeindruckt, ist «die unglaubliche Arbeitskraft und Durchhaltefähigkeit in einem von Anfeindungen belasteten Klima». Sprecher hatte nicht nur die Aufgaben eines Generalstabschefs wahrzunehmen, sondern auch die Funktionen eines Rüstungschefs, eines Ausbildungschefs, eines Chefs der Militärverwaltung und einer Zentralstelle für Kriegswirtschaft. Zu seiner Zeit existierte noch keine von diesen Kommandostellen und Behörden.

Welches waren Sprechers strategische Prioritäten? Er setzte vor allem auf infanteristischen Grenzschutz, ergänzt mit Sperrfestungen und schwerer Feldartillerie für die Vorverteidigung im Süden. An der «Südfront» wollte Sprecher in die taktische Offensive gehen – dies wohl der originellste Zug seines Konzeptes. Vom Bau zahlreicher, ausgedehnter Festungswerke im Landesinnern hielt er dagegen nichts. Beweglichkeit war ihm wichtiger als Verschanzung. «Dass die reine Defensive nirgends weniger angebracht ist als im Gebirgskriege», gehörte zu seinen obersten Grundsätzen. Die darauf beruhende Schaffung von Gebirgstruppen (durch die Truppenordnung 1912) war eine seiner populäreren Massnahmen.

Hellsichtig erscheinen im Rückblick viele von Sprechers Lagebeurteilungen – bis auf zwei übertriebene Befürchtungen: Er überschätzte die aus Italien drohende Angriffsgefahr und die aus der schweizerischen Arbeiterschaft drohende Umsturzgefahr. Im ersten Fall gab er der «irredentistischen» Rhetorik der italienischen Politiker und Journalisten zuviel Gewicht. Dass die «Irredenta» aber tatsächlich sehr ernst gemeint sein konnte, mussten dann die Österreicher erfahren (und Sprecher unterhielt enge Kontakte zu österreichisch-ungarischen Militärkreisen). Was den Generalstreik von 1918 betrifft, so war ein landadliger Grossgrundbesitzer natürlich nicht gefeit vor der allgemeinen Revolutionspanik und Bolschewikenhysterie, die damals das Bürgertum heimsuchte.

Wegen seiner eher technischen Auffassung der schweizerischen Neutralität ist Sprecher oft kritisch beurteilt worden. Es liegt aber in der Natur der Sache, dass strategische Planung nicht für jeden Eventualfall um das absolute Tabu der Neutralität kreisen kann. Andernfalls wäre diese Planung nicht strategisch, sondern ideologisch, mithin keine Planung, sondern eben Ideologie.

Nach dem Ersten Weltkrieg verhielt sich Sprecher dann allerdings wie jeder Schweizer Politiker: Jetzt huldigte auch er der Neutralitätsideologie. Inzwischen ging es bei diesem Thema nämlich nicht mehr um militärische Handlungsoptionen, die einem rationalen Kosten-Nutzen-Kalkül genügen mussten. «Neutralität», das war nun wieder, und mehr denn je, der zentrale Symbolbegriff helvetischer Kohäsion und Korrektheit, selbstzweckhaft und unhinterfragbar.

Politik und Kirche

Die «Gesammelten Schriften» zeigen es auf vielen Seiten: Als Politiker war Sprecher ausgesprochen konservativ – keineswegs liberal, wie manche meinen (die ihn diesbezüglich wohl mit anderen Vertretern der Familie verwechseln). Theophil von Sprecher gehörte zu den Exponenten der «föderal-demokratischen» oder «conservativen» Partei. Er war ein erklärter Gegner sowohl der Sozialdemokratie wie des Freisinns. Seine besten Freunde waren die Katholisch-Konservativen.

Der gläubige Protestant Sprecher kannte demnach keine konfessionellen Vorbehalte: «So können auch evangelische und katholische Christen nichts anderes, als sich zusammenfinden im Kampfe gegen die materialistische Geistesrichtung unserer Zeit, diesen Gift- hauch, der alle Blüten echter Kultur zu ersticken droht», verkündete er am Heiligabend 1895 auf der Frontseite des *Bündner Tagblatts*. Die Zeitung war soeben in den Besitz einer Aktiengesellschaft übergegangen, die von ihm, Sprecher, kontrolliert wurde. Von nun an war das *Tagblatt* sein wichtigstes politisches Sprachrohr. Hier veröffentlichte er eine lange Reihe grundsätzlicher und tagesaktueller Artikel.

Was Sprechers christliches Bekenntnis betrifft, so war es mehr als eine politische Stilfrage, eine Frage des konservativen Images. Es entsprach offenbar einem echten religiösen Empfinden, jedenfalls aber einer pietistischen Prägung durch das Elternhaus. Sprechers Vorname war ja nicht zufällig gewählt, und als Knabe war er auf das herrnhutische Institut in Lausanne geschickt worden. In dieser geistlichen Rüstung trat der Offizier dann dem religiös motivierten Pazifismus entgegen. Mit den pazifistischen «Antimilitaristen» setzte er sich wiederholt auseinander, in mehreren Vorträgen und Reden. Dabei vertrat er lutherisch getönte Auffassungen von Pflichterfüllung und Gehorsam gegenüber einer christlichen Obrigkeit.

So wurde einer nun allerdings nicht zur unumstrittenen Galionsfigur der Landeskirche. Denn die meisten reformierten Bündner Pfarrer dachten liberaler als der Junker von Maienfeld. Der «freigesinnte» Jakob Rudolf Truog (1865–1953), langjähriger Dekan der evangelisch-rätischen Synode, war Sprechers kirchlicher Intimgegner.

Als religiöser General, der sich offen zu seiner Religiosität bekannte, bildete Sprecher «eine Ausnahme in der jüngeren schweizeri-

schen Militärgeschichte», wie der Herausgeber der «Gesammelten Schriften» festhält. Keine Ausnahme dagegen in der Sprecherschen Familiengeschichte: Schon der General Salomon von Sprecher (1697–1749, Davoser Linie) war an einem pietistischen Institut ausgebildet worden und zeitlebens ein frommer Mann geblieben, ein Patron der bündnerischen Pietisten – und hatte nichtsdestoweniger seine Tage als kaiserlicher Feldmarschall beschlossen. Zeitgenössische Darstellungen seiner Truppe sind in Theophil von Sprechers «Gesammelten Schriften» zu bestaunen: Bündner Söldner in weissen österreichischen Uniformen...

Verkehrspolitik

Theophil von Sprecher war auch Verkehrspolitiker. Von ihm stammt das bekannte Diktum, «die Geschichte Bündens» sei «die Geschichte seiner Pässe». Sprecher tat diesen Ausspruch gleich zweimal: 1903, bei der Eröffnung der Albulalinie der Rhätischen Bahn, und 1907, in einer Verlautbarung zur Ostalpenbahn-Frage. Beim ersten Anlass sprach er in seiner Eigenschaft als RhB-Verwaltungsratspräsident; bei der zweiten Gelegenheit äusserte er sich von noch höherer Warte; denn inzwischen war er zum Chef der Generalstabsabteilung des Schweizerischen Militärdepartements ernannt worden.

Doch was war eigentlich der Sinn der oft zitierten Behauptung? In den «Gesammelten Schriften» ist es nachzulesen. Unter «Pässen» verstand Sprecher Transitlinien, und diese waren für ihn gleichbedeutend mit «internationalen Beziehungen». Transitverkehr hatte stets mit Macht und mit Mächten zu tun. Grenzüberschreitende Verbindungen waren vor allem unter dem Sicherheitsaspekt zu betrachten.

Den Ausbau der RhB unterstützte Sprecher weniger dem Tourismus zuliebe als vielmehr im Interesse der militärischen Logistik. Er sah die Schmalspurbahn hauptsächlich als Truppentransporter. Ein «strategisches Bahnnetz» ermöglichte «eine Raschheit der Kräftebesammlung und Verschiebung, wie sie vordem undenkbar war». Das hatten die effizienten Preussen vorexerziert, als Sprecher noch ein Kind gewesen war.

Aus eben diesem Grund war jedoch die Frage einer neuen, durch Graubünden führenden Alpentransversale mit Vorsicht zu behandeln. Denn hier lagen nicht nur Chancen; hier lauerten auch Risiken. Sprecher, der RhB-Enthusiast, war ein Splügen-Bahn-Skeptiker. Ihm, dem ehemaligen Kommandanten der Gotthard-Festungen, wäre eine Greina-Bahn lieber gewesen; da hätte der südliche Fusspunkt fest in Schweizer Hand gelegen. Dem Splügen-Projekt könne er überhaupt nur unter der Bedingung zustimmen, dass daraus eine «schweizerische Bahn» würde – und nicht etwa eine italienische. Die projektierte Tunnelachse sei also nach Osten zu verlegen, bis das südliche Portal nicht mehr auf italienischem Boden liege, sondern im Bergell, und zwar

möglichst weit oben im Bergell. Logische Konsequenz: Vorzuziehen sei im Prinzip eine Septimer-Bahn.

Was die Strassen betraf, so gehörte Sprecher zu den Verlierern der Volksabstimmung vom 27. Februar 1927, die den Autoverkehr in Graubünden zuliess. Die «Autorassler» mit ihrer «Geschwindigkeitsraserei» und «Kilometer-Fresserei» waren dem «Pferdefreund» Sprecher nicht minder verhasst als irgendeinem konservativen Bauern. Kein Zweifel, «dass die grosse Mehrheit der Einwohner nur Übles und Unangenehmes von der disziplinelosen Autofahrerei zu gewärtigen hat.»

«Gesammelte Schriften»: Selektion und Edition

Viele der hier zusammengestellten Texte sind längst veröffentlicht, meist schon zu Sprechers Lebzeiten erschienen. Die «Gesammelten Schriften» wollen vor allem eines sein: eine repräsentative Zusammenstellung. So werden auch die beiden historischen Dokumente aus dem Maienfelder Familienarchiv, die Sprecher 1923 im Bündner Monatsblatt publizierte, nochmals abgedruckt, obwohl da von einer eigentlichen Autorschaft Sprechers natürlich keine Rede sein kann. Was in diesem Fall geboten wird, ist die Edition einer Edition.

In den «Gesammelten Schriften» nicht erfasst sind Sprechers private Korrespondenz und seine privaten Tagebücher. Wiedergegeben sind vier Fünftel seiner offiziellen oder zur Veröffentlichung bestimmten Schriften, gemäss einem vom Herausgeber erstellten Werkverzeichnis. Die im einzelnen angewandten Auswahlkriterien werden nicht explizit gemacht.

Abgeschlossen werden die «Gesammelten Schriften» durch eine siebzehnseitige Blütenlese aus eben diesen Schriften: eine Kollektion von Schlüsselstellen unter der Überschrift «Gedanken und Reflexionen».* Damit verlässt der Herausgeber den engen Pfad des strengen Editionswesens und liefert eine Fibel für den Militärrucksack, ein Album für den bürgerlichen Stubentisch. Seine volkspädagogischen Ziele deklariert er schon in der Einleitung, wo er ausruft, Theophil von Sprechers Texte seien «beste schweizerische Substanz, wert in unserer durch Unsicherheit, Hektik, Orientierungslosigkeit und der Konstante des überaus raschen Wandels geprägten Welt als untrüglicher Kompass zu dienen». Aber statt dem Publikum die (mutmasslich) substanz- und orientierungsreichsten Textstellen doppelt vorzusetzen, hätte der Herausgeber besser den einen oder anderen nicht publizierten Text mit aufgenommen.

* Für den gediegenen Titel gibt es gewisse Vorläufer: «Maximen und Reflexionen» heisst es bei Goethe. «Erinnerungen und Gedanken» bei Bismarck.

Noch ein Beispiel für wohlmeinende Willkür: Im Artikel «Vom Staate und der Stellung des Weibes», den Theophil von Sprecher 1897 in die *Allgemeine Schweizer Zeitung* einrücken liess, hat Daniel Sprecher überall «Weib» durch «Frau» ersetzt – «um nicht Anstoss zu erregen», wie er versichert. Aber Anstoss nehmen mündige Leser(innen) vor allem an zensorischen Eingriffen in den originalen Wortlaut, um den es doch gerade geht.

Die vom Herausgeber gelieferten Sacherklärungen beschränken sich auf das Notwendigste; dafür sind sie weitgehend fehlerfrei (vgl. aber Bd. I, S. 577: Verwechslung von «Revolution» und «Gegenrevolution»). Derweil haben die NZZ-Verlagslektoren etliche Transkriptions- und Satzfehler übersehen.

Florian Hitz